

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 80 (2002)
Heft: 2

Artikel: Standard und Individualität : historische Notizen zum Wohnen
Autor: Kurz, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Standard und Individualität

Historische Notizen zum Wohnen

Wohnen ist eine wichtige Sache. 20 bis 30% ihres Einkommens geben Schweizer und Schweizerin fürs Wohnen aus, und wer sich in der Politik auf Wohnungsfragen spezialisiert, hat gute Chancen, Bun-

Daniel Kurz

desrat zu werden. Denn Wohnraum ist immer zu knapp und zu teuer und gibt daher Anlass für politische Diskussionen. Die SP hat sich in der Wohnungspolitik seit eh und je über MieterInnenverbände, Baugenossenschaften und Wohnbauförderung als wichtige Kraft profiliert.

Der Wert der Privatsphäre

Wer in der Welt herumreist, wird feststellen, dass unsere Vorstellungen vom Wohnen nicht gottgegeben, sondern gesellschaftlich definiert sind. Warum hält es eine afrikanische oder lateinamerikanische Familie in einem Häuschen von 20 Quadratmeter Fläche aus? Weil das Geld für ein grösseres Haus fehlt – und: weil man dort im Hof und auf der Strasse leben kann, fast das ganze Jahr hindurch. Und schliesslich, weil der Kontakt zu anderen Menschen, zur Familie, Verwandten und NachbarInnen dort einen positiven Wert darstellt, während uns das Fehlen von Privatsphäre schnell zur Qual wird.

Privatsphäre, wie wir sie kennen — ein eigenes Bett, ein eigenes Zimmer, eine abgetrennte Wohnung –, war auch in der

Schweiz lange keine Selbstverständlichkeit. Bis weit ins 19. Jahrhundert war der Wohnort für die meisten gleichzeitig Arbeitsstätte und man teilte ihn mit mehr Menschen als heute: Knechte, Mägde, Handwerksgesellen lebten im Haushalt ihrer Meistersleute und hatten höchstens eine ungeheizte Kammer für sich allein.

In kleinbäuerlichen Stuben wurde in vielen Teilen der Schweiz halbindustriell gearbeitet: Uhren montiert, Stroh geflochten, Garn gesponnen oder Tuch gewoben. Bauern- und Arbeiterfamilien drängten sich bis weit ins 20. Jahrhundert an Winterabenden in der Küche oder Stube um den einzigen warmen Ofen und waren gewohnt, in den Schlafräumen steif gefrorene Bettlaken und an den Fenstern Eisblumen vorzufinden.

Bürgerliche Leitbilder

Anders sah es in den Häusern der Patrizier und des Bürgertums aus, das seit 1800 in der Schweiz den Ton angab. Hier hatte man mehr Raum und Zeit für sich selber und kannte den Luxus, im eigenen Zimmer Zeit zu verbringen mit Lesen, Musizieren oder anderen ganz privaten Tätigkeiten. Solche Zimmer waren nun geheizt und mit Möbeln und Bildern, Teppichen und Vorhängen ausgestattet. Ein Tisch ermöglichte es, Briefe oder Tagebuch zu schreiben, ein Waschtisch stand für die Körperpflege zur Verfügung. Das Schlafzimmer wurde zu einem intimen, persön-

lich gestalteten Rückzugsraum, den Fremde nicht betreten durften.

Das liberale Bürgertum orientierte sich am Individualismus und am Privateigentum – im abgeschlossenen Wohnbereich kam beides zum Ausdruck, mit Folgen für die Rollen von Mann und Frau. Während sich der Mann in der Öffentlichkeit dem Erwerb und dem «Kampf ums Dasein» widmete, erwartete er zuhause eine abgeschlossene, private und harmonische Welt. Hier hatten Frau und Kinder ihren Platz und hier wollte sich der Hausherr von den Anstrengungen des Geschäftslebens erholen. Die Bereiche des Arbeitens und Wohnens rückten auseinander: In den Städten bildeten sich bürgerliche Wohnviertel, wo Gewerbe und Industrie nicht geduldet waren.

Wohnungselend

Für die Arbeiterschaft und den kleinen Mittelstand war an solche Standards nicht zu denken. In den Mietskasernen der grossen Städte und in den Kosthäusern der Fabriken drängten sich die MieterInnen auf engem Raum. Man teilte nicht nur die Treppe, sondern meist auch das auf dem Hof oder Treppenhoch gelegene WC und die meisten Familien nahmen auch noch UntermieterInnen auf, um die Miete leichter zahlen zu können. Es ist gar nicht so lange her, dass auch in der Schweiz Wohnverhältnisse «wie in der Dritten Welt» geherrscht haben. Schockiert beschrieb der Ökonom Karl Bücher 1891 die himmelschreienden Wohnbedingungen von Arbeiterfamilien in Basel, die er im Auftrag der Regierung untersucht hatte: «Besonders übel liegen die Verhältnisse bei kinderreichen Familien, wo der grösste Theil der Stuben mit Bettwerk angefüllt ist und dennoch gewöhnlich zwei, oft auch drei Personen in einem Bette schlafen... Und welche Luft! Erfüllt mit den Athmungsprodukten so

vieler Menschen, der Ausdünstung verunreinigten Kinderbettwerks, niemals vollständig erneuert, treibt sie den Eintretenden schon an der Thüre zurück ... Vielleicht finden noch ein Tisch und ein paar Stühle Platz; aber man begreift doch nicht recht, wo die vielen Menschen sitzen, wenn es zum Essen geht.» Wie man unter diesen Umständen ruhig schlafen, einen Menschen lieben oder auch nur ein Buch lesen wollte, diese Fragen stellte Karl Bücher nicht einmal.

Karl Bücher beschrieb hier ohne Zweifel die extremsten Beispiele – trotzdem ist der Ausdruck «Wohnungselend» für die Wohnverhältnisse der ärmeren Klassen um die Jahrhundertwende nicht übertrieben. Politiker, Sozialbehörden und Architekten begannen sich Sorgen zu machen. Sie sorgten sich um die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Menschen in den überfüllten Wohnungen, sie fürchteten um die Sexualmoral bei dem engen Zusammenwohnen und sie hatten Angst, dass die Unzufriedenheit mit den Wohnverhältnissen in politische Unruhe münden könnte.

Die Standardwohnung

Nach dem Ersten Weltkrieg übernahmen Baugenossenschaften in den Städten und Industriezentren einen wesentlichen Teil des Wohnungsbaus. Als Selbsthilfebewegung der Arbeiter und des kleinen Mittelstands fehlte es den Genossenschaften nicht an Idealismus, aber an Geld. Zusammen mit den besten Architekten ihrer Zeit laborierten sie am Projekt der Wohnung für das Existenzminimum, an einer Standardwohnung, die alle Bedürfnisse erfüllt, aber trotzdem wenig kostet. Das Resultat war eine extrem verkleinerte Bürgerwohnung für Standardfamilien. Korridor, Wohnzimmer, Kinderzimmer, Küche – jeder Raum wurde optimiert und verkleinert. Die so gewonnene Standardwoh-

**Es ist noch
nicht so lange
her, dass auch
in der Schweiz
Wohnverhältnisse
«wie in der
Dritten Welt»
geherrscht
haben.**

nung ist seither in geringen Abweichungen vieltausendfach gebaut worden.

**Die klassische
Ernährerfamilie
ist seltener
geworden.**

Man wollte die Menschen erziehen: zu einem geordneten Familienleben, zur Sparsamkeit und gut bürgerlicher Ordnungsliebe. Ein Beispiel: Die Genossenschaften bauten nicht etwa grosse Wohnungen, in denen für viele Kinder Platz war, im Gegenteil. Statt vier Zimmer boten ihre Wohnungen meistens nur drei. Das Ziel war, die ledigen Untermieter und Schlafgänger aus der Arbeiterwohnung zu verbannen und die familiäre Privatsphäre zu stärken. Man sah es nicht gern, dass fremde junge Männer Tür an Tür mit den Töchtern der Familie schliefen.

Die genossenschaftliche Dreizimmerwohnung mochte klein sein, aber sie enthielt in der Regel alle technischen Neuerungen, die bis zum Ersten Weltkrieg dem Bürgertum vorbehalten waren: Badezimmer waren für die Baugenossenschaften bald eine Selbstverständlichkeit, Zentralheizungen wurden in den späten dreissiger Jahren immer häufiger. Damit war nun ebenfalls jedes Zimmer der Wohnung jederzeit warm und stand als privater Rückzugsraum für den einzelnen zur Verfügung.

Einen sozialen Abstieg durchlief die Küche in dieser Zeit. Im Zeitalter des Holzherds war sie als warme Ecke der wichtigste Wohnraum gewesen. Elektroherd und Radiator brauchen wenig Platz und so wetteiferten die Architekten im Verkleinern der Küchen – aus dem Wohnraum wurde die Laborküche von sechs oder acht Quadratmetern, die nun praktisch immer an die Nordseite der Wohnung zu liegen kam. Auch diese kleinen Küchen blieben noch lange Zeit Essplatz für viele Familien, Arbeitsplatz der Nur-Hausfrauen und Spielzimmer der Kleinkinder.

Mehr Wert als auf grosse Räume legte man in den zwanziger und dreissiger Jahren

auf Statussymbole wie Plüschsofa und Stubenbuffet und auf den elektrischen Herd in der Küche. «Die Wohnung des Arbeiters», schrieb eine Fürsorgerin 1931, «erweckt in vielen Fällen zunächst nicht den Eindruck der Armut. Man ist erstaunt, neben der Küche, die als Wohnraum dient, oft ein Schlafzimmer mit Spiegelschrank, eine Stube mit Büfett und obligatem, nie benütztem Sofa zu finden.» Die Raten für die teure Möblierung mussten dann am Essen abgespart werden, was nicht immer dem Hausfrieden zugute kam.

Individualisierung und neue Ansprüche

Wachsender Wohlstand und veränderte Lebensformen haben seit etwa 1960 die Erwartungen an den Wohnraum verändert; die klassische Ernährerfamilie ist seltener geworden, die Haushaltsformen vielfältiger. Die Stadt Zürich zählte 1960 rund 20% Einpersonenhaushalte – 1990 waren es mehr als die Hälfte. Gesamtschweizerisch ist die einstige «Normalfamilie» mit 31,2% der Haushalte zu einer Minderheit geworden. Lebensentwürfe sind heute weder sozial noch lebenszeitlich oder räumlich aus einem Stück. Weder ist heute zu erwarten, dass eine bestimmte Person Jahrzehnte im gleichen Personenkreis und in den gleichen Räumen verbringt, noch dass heute gebaute Räume über Jahrzehnte von den gleichen Menschen bewohnt werden. Damit entfällt die Grundlage für Optimierung eines Standards. Seit den späten sechziger Jahren wird an flexiblen Grundrissen gebastelt. Fortschrittliche ArchitektInnen entwickelten frei einteilbare Wohneinheiten, die sich veränderten Lebensumständen anpassen lassen. Hausgemeinschaften und kleinere Genossenschaften wurden gegründet, die ein – vielleicht jeweils nur zeitweiliges – Miteinander von Familien, Paaren und Einzelpersonen ermöglichen.

Die Wohnungseinrichtung muss nicht mehr als «Aussteuer» für mindestens eine Generation dauern, sondern wird mit dem Wandel von Bedürfnissen und Mode in kürzeren Zeiträumen erneuert. Aus der einstigen «guten Stube» wurde das Wohnzimmer. Sein Zentrum verschob sich vom einstigen Kern mit Lampe, Tisch und Stühlen zum Fernseher hin, der den Raum und die Kommunikation strukturiert. Immer unbefangener wird der Aussenraum (Balkon, Garten, Grillplatz) als zusätzlicher Wohnbereich genutzt.

Der Trend zur Individualisierung zeitigt auch andere Formen. Während die Haushalte schrumpften, nahmen die Wohnungsgrössen zu: 17,8% der vor 1980 gebauten Wohnungen massen mehr als 120 m², von den 1981–1990 gebauten jedoch fast ein Drittel. Entsprechend wuchs die Wohnfläche pro Person: sie lag nach dem Zweiten Weltkrieg bei 15 m² pro Person, heute bereits deutlich über 40 m² und damit weit über dem europäischen Durchschnitt. Der Anteil der Einfamilienhäuser an den neu erbauten Wohnungen

wächst seit 20 Jahren stetig – und noch mehr vermehrt sich die steuerlich begünstigte Eigentumswohnung zu Lasten der Miete. Doch während sich ein wohlbestallter Mittelstand an der Loftwohnung mit grossen und hohen Räumen orientiert, sind immer mehr Menschen von Wohnungsnot betroffen, weil ihr Einkommen dem schweizerischen Mietzinsniveau nicht entspricht.

Literatur

- Ulrich Beck, Individualisierung, Globalisierung und Politik. Eigenes Leben in einer entfesselten Welt, in: Arch+ Nr. 158, Dezember 2001.
- Christian Caduff, Jean-Pierre Kuster (Hg.), Wegweisend Wohnen, Zürich 2000.
- Jan Capol, Die Sehnsucht nach Harmonie. Eine semiotische und mentalitätsgeschichtliche Interpretation der Fassadenbilder der Zürcher Baugenossenschaften, Zürich 2000.
- Amt für Hochbauten der Stadt Zürich (Hg.), Der Stand der Dinge, neuestes Wohnen in Zürich, Zürich 2002.

Daniel Kurz, 1957, Historiker. Er beschäftigt sich mit Themen der Stadtentwicklung und des Wohnungsbaus, ist verantwortlich für Öffentlichkeitsarbeit im Amt für Hochbauten der Stadt Zürich und Mitglied der SP Zürich 10.



Fotos: Jesco Tscholitsch

